

Vergiß mich nicht!

Albumblatt. Von Max Karawatske. Öffnet du den schmalen Band in deinem Gänzen, Und seine Blätter langsam umzuwenden, Kommt die Erinnerung mit leisem Schritt, Und tausend tiefe Stunden wandern mit.

Du siehst dein Leben still vorübergleiten, Mit seinem Leid, mit seinen Seligkeiten, Wenn es in langer Sorge zu dir kam, Wenn es dich jubelnd in die Arme nahm.

Still lächelnd blickst du auf die Blätter nieder, Und du erlebst die alten Zeiten wieder, Du siehst auf deiner Freunde bunte Schaar, Und auch in manchen liebe Augenpaar.

Sie grüßen dich aus dieses Buches Reihen, Und werden auch in Zukunft bei dir weilen, Und unter ihnen ist auch mein Gesicht, Ich bitte herzlich dich: vergiß mich nicht!

Der Dichter.

Von Henri Duvernois.

Herr Monichaux sagte zu seinem Sohne: „Dein Verus! Du führst kein anderes Wort mehr in deinem Mund. Ich hatte in deinem Alter auch einen Verus; ich hatte mir eigentlich vorgenommen, in eine Sulfabrik einzutreten, aber dieser Gedanke hat mich durchaus nicht gehindert, in Stiefeln ein großes Geschäft zu betreiben. Du willst dich mit Dichtern beschäftigen, aber du wirst ein tüchtiger Kaufmann für Tuch- und Wollwarenfabrikation werden, weil du klug bist und ein kluger Mensch es überall zu etwas bringt. Uebrigens habe ich mit Herrn Groguy schon den notwendigen gesprochen, und er will dich sehr gern versuchsweise anstellen. Du hast die Warenrechnungen in ein Fakturenbuch abzuschreiben; die Arbeit ist interessant und vielseitig. Nicht eine Rechnung gleicht der andern. Du weißt mit allem im Hause genau Bescheid, und wenn die Firma jemals in Konkurs geraten sollte, bist du zuerst davon unterrichtet. Es sind also auch schriftliche Arbeiten, die du zu machen hast, du siehst, daß ich dir in deinen Wünschen etwas entgegenkomme.“

Frau Monichaux wollte sich ins Mittel legen: „Laß ihn noch ein halbes Jahr zu Hause bleiben... Nicht wahr, Ernest, du wirst keine unpassenden Sachen mehr dichten? Siehst du, er nicht er verspricht es. Und dann möchte er so gern ein Stück für Amerika schreiben; laß doch dem Kind ein wenig Freiheit!“

Das Oberhaupt der Familie geriet in Zorn.

„Freiheit? Ich verstehe nicht! Freiheit? Ist das türkisch? Ist es chinesisch? Großer Gott, wohin würden wir kommen! Da spricht die Frau von Freiheit! Die darf man niemandem gestatten. Weder Ernest noch irgendeinem anderen Burshen...“

„Ich habe ein unglückliches Wort gewählt“, gab die arme Mutter zu.

Über Herr Monichaux benutzte diese Gelegenheit, um seinen Willen durchzusetzen. Schon am nächsten Tage ging er mit Ernest zu dem Tuch- und Wollwarenfabrikanten Herrn Manuel Groguy, der sie mit melancholischem Wohlwollen empfing.

Er war ein Mann, dessen Arbeit sich nicht genau feststellen ließ, groß, gebeugt, mit grauem Barte, nicht nach der Mode gekleidet, ein Mann, der aus Bescheidenheit oder Eitelkeit eine Kravatte mit so langen Enden trug, daß man nicht feststellen konnte, ob Herr Groguy einen Orden hatte oder nicht.

„Ich müßte mich sehr irren“, erklärte Herr Monichaux und wies auf seinen Sohn, „wenn dieser Schlingel nicht der geborene Tuch- und Wollwarenhändler ist. Früchtchen Sie sich nur nicht, ihm Arbeit zu geben, Herr Groguy; Ernest sieht ein wenig schwächlich aus, aber er ist kräftig. Später können Sie ihn mit der Korrespondenz betrauen, er hat einen guten Stil, weil er Griechisch und Lateinisch gelernt hat, womit er sich aber gar nicht mehr beschäftigt, denn ich kenne Ihnen schwören, daß er alles vergessen hat...“

„Ich gebe ihm als Anfangsgehalt vierzig Franc monatlich“, unterbrach ihn Herr Groguy.

„So gut ist es mir zuerst nicht gegangen. Bedanke dich bei Herrn Groguy, Ernest. Sie werden bald sehen, daß Sie einen guten Griff an ihm gemacht haben. Er stellt etwas vor, und er spricht sehr gut. Wenn er in diesem Augenblick keinen Beweis davon gibt, geschieht es nur, weil er eingeschüchtert ist. Sie werden ihn bei der Arbeit sehen.“

„Ich will ihm das Zimmer zeigen, in dem er schreiben wird, und ich will ihm seinen Vorgesetzten und Kameraden vorstellen“, erwiderte Herr Groguy. Von diesem Tage an sah also der junge Monichaux vier Stunden vormittags und vier Stunden nachmittags über ein Punkt geleugt, auf dem ein geradezu gewaltiges Kontobuch lag. Er hatte jene

spitzbügige und fließende Schrift, die den modernen Literaten eigen ist und die er durch das Kopieren von Autogrammen großer Schriftsteller erlernt hatte. Diese eigenartigen Buchstaben fanden zu der kalligraphisch schönen Schrift seines Vorgängers an dem Kontobuch in starkem Widerspruch, und Ernest gab jede Hoffnung auf, sie jemals nachahmen zu können. In dem Bureau war kein Fenster; den ganzen Tag brannte eine elektrische Lampe, die ein gelbes Licht verbreitete, und in dem Raum roch es beständig nach feuchtem Flanell. Aber Ernest Monichaux beschloß, mit der glücklichen Anpassungsfähigkeit seiner achtzehn Jahre seine eigentliche Bestimmung mit seinen jetzigen Pflichten zu vereinigen. In seiner Schulblade, die sein einziger Trost wurde, sammelte er ein ganzes poetisches Arsenal an. Es befanden sich einige Bände seiner Lieblingsdichter darin, ein Reimerikon, Zigaretten, Bonbons, mehrere Gänsefedern und eine kleine Glasdose, in die er täglich eine frische Blume steckte. Außerdem lagen in einer Schreibmappe, die von den zarten Händen einer Cousine mit grünen Lorbeerzweigen besetzt war, seine letzten dichterischen Versuche. Betrat nun irgendein Kunde, ein Angestellter, ein Vorgesetzter oder der Chef selbst das Bureau, so schob Ernest schnell die Schulblade zu, beugte sich über das entsetzliche Kontobuch, um einige Minuten später die noch glimmende Zigarette und die noch nicht getrockneten Verse wiederzufinden.

Natürlich ging das nicht ohne Unruhe und Herzklopfen ab. Herr Groguy schätzte seine Angestellten durch seine strenge Haltung, seine trockne, falkenartige Sprache und eine solche Traurigkeit ein, daß niemand, selbst sein bester Kunde nicht, sich rühmen konnte, ihn jemals lächeln gesehen zu haben. Weshalb war er so traurig? Das wußte niemand. Sein Geschäft war gut, er hatte eine junge, niedliche Frau und zwei hübsche Kinder. Und doch lag es wie geheime Angst auf seinem Gesicht, und sagte er: „Ich bin mit der Inventur zufrieden, so klug es, als ob er ein Unglück angekündigt hätte. Während zweier Monate hatte er nur zweimal das Wort an Ernest gerichtet. Das erstemal sagte er zu ihm: „Nehmen Sie keinen Spazierstock, wenn Sie ins Geschäft kommen, das gehört sich nicht“, und das zweitemal: „Tragen Sie keine Handschuhe, das demütigt Ihre Kameraden.“

Jetzt wurde ein Sonett von Ernest in einer Zeitschrift veröffentlicht, und nach diesem literarischen Erfolge beschloß er, sich trotz der väterlichen Unerbittlichkeit seiner Kunst zu weihen und den Tuch- und Wollwaren nur noch sehr wenig Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen.

Eines Morgens nun, als er ins Bureau kam, und seine dichterische Begeisterung durch das rasche Gehen noch mehr in Schwung geraten war, öffnete er seine Schulblade, zog ein Rechnungsformular heraus und kritzelte auf das Geschäftspapier folgende Verse:

„Ist's meine Schuld, daß mein Blut pocht mit heißer Wärme? Ist's meine Schuld, daß noch fern mir der Tod? Daß azurblau der Himmel, so rosig die Ferne? Daß ich jung bin und stark, so schön und so rot? Ist's meine Schuld? Um die Wahrheit zu sagen, war Ernest sicher jung, vielleicht auch stark, jedoch über seine Schönheit konnte man verschiedener Ansicht sein; jedermann weiß, daß ein poetisches Arsenal seinen Spiegel birgt, der ja übrigens auch der dichterischen Begeisterung schaden würde.“

Halblaut wiederholte er mit Zorn: „Ist's meine Schuld? ...“

Da zitterte er: vor ihm stand sein Chef, trauriger denn je, mit seinem ungestümmten Barte, seinem großen Schläps und seinem nicht modernen Rod. „Was ist nicht Ihre Schuld?“ fragte er.

In seiner Betrübnis hatte Ernest dergleichen, die Schulblade zuzugreifen.

„Sie schreiben mit einer Gänsefeder“, fuhr Herr Groguy fort, „zeigen Sie doch mal...“

Und er erblinde in der Schulblade die kleine Bibliothek, eine gelbe Nelke und ein angefangenes Gedicht.

„Ich schrieb einen Privatbrief“, stotterte der junge Monichaux.

Herr Groguy schüttelte den Kopf. „Sie werden doch nicht wagen, einen Privatbrief auf ein Rechnungsformular meines Hauses zu schreiben“, rief er aus. „Zeigen Sie mir das Papier... Ich hätte weiten können, daß es Verse sind!“

„Eigentlich nicht!“ — „Es sind Verse!“ wiederholte sehr ernst Herr Groguy.

Während einiger Augenblicke herrschte Schweigen.

„Kommen Sie heute abend um sechs Uhr in mein Privatkontor“, sagte der Chef.

Ein entzückender Tag! Ernest Monichaux lernte die wahre Herzensangelegenheit kennen. Und gerade heute war sein Vater nach dem Mittagessen sehr vergnügt. Er bot seinem Sohne kameradschaftlich eine Zigarre an.

„In den nächsten Tagen komme ich zu dir, um dich bei der Arbeit zu sehen“, kündigte er ihm an.

Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Du solltest ihn nur sehen! Er hat ein Kontobuch, das größer ist als er! Wäre ich in seinem Alter aber stolz gewesen! Ich hatte nur ein Notizbuch, das hielt ich aber so ordentlich, daß jeder, der es sah, sofort wußte, was aus mir werden würde!“

„Wie rechnest du denn jetzt, Ernest? Das muß schnell wie der Wind gehen... Und deine Schulblade? Sieht es auch sauber in deiner Schulblade aus? Die Stöberer nämlich die Chese zuerst durch, um zu sehen, ob ihre Angehörigen auch Ordnung zu halten wissen. Ich spreche mit dir, Ernest, vielleicht hast du die Freundlichkeit, mir zu antworten.“

„Laß ihn doch zufrieden“, rief Frau Monichaux mit jenem göttlichen Ahnungsvermögen der Mütter. „Er tut alles, was du willst. Quäle ihn nicht... Ich finde, er sieht schlecht aus.“

Der Nachmittag war schlimm. Solitaire, ein Kollege von Ernest, hatte der Szene morgens beigewohnt und betündete einen trostlosen Pessimismus.

„Hör, Freunden, wenn er dich in sein Privatkontor bestellt, ist es nicht, um dir ein Schnäpschen anzubieten. Er wird dich mit seinen eisigen Blicken anstarren und dir sehr höflich sagen: „Lassen Sie sich Ihr Gehalt auszahlen. Ich bedauere...“ Ich habe es mit Marchand Prugniand und dem kleinen Emile erlebt. Und die fabrizierten seine Verse in ihrer Schulblade.“

Um sechs Uhr klopfte Ernest leichenblau und entschlossen an die Tür von Herrn Groguy.

„Herin!“ rief dieser. „Ach, Sie sind es?“

„Herr Groguy...“

„Haben Sie den schönen Zettel bei sich? Geben Sie ihn mir.“

Ernest streckte ihm betroffen das Stück Papier entgegen, sein Chef raub es und las es erst schnell, dann langsamer durch. Darauf betrachtete er seinen Angestellten mit Blicken, in denen ein ungewohnter Glanz war.

„Und das finden Sie wunderbar hübsch!“ spottete er. „Das ist sehr schön, hören Sie, sehr schön. Wie die jungen Leute uns auf die Nerven damit fallen, daß sie nur von ihrer Jugend sprechen. Sie bewundern sich so sehr, daß sie nichts mehr für die Frauen übrig haben. Und die Frauen, junger Freund, sind eben die Besessenen. Sie sind Naturalist, wie ich sehe. Und sie reimen „Wärme“ auf „Ferme“ — mein Kompliment! Sie haben ja keine Ahnung von Versmaß! Und kann eine Wärme anders als heiß sein? Und „azurblau der Himmel“, „der Himmel azurblau.“ Sie konnten das hinschreiben, ohne daß Ihnen übel wurde? Nun rechtfertigen Sie sich! Antworten Sie mir! Haben Sie keine Furcht, es ist sechs Uhr vorbei, ich bin nicht mehr Ihr Chef, ich bin Ihr Kollege! Ja, lieber Freund, Sie brauchen mich nicht so überrascht anzusehen, es ist ein unbestreitbares Faktum: Gataon die la Privandière steht vor Ihnen, der Verfasser von „Bergessener Duff“ und „Mein poetisches Testament“ oder „Eine Flasche im Meere“... Hätten Sie sich je träumen lassen, daß Gataon die la Privandière und Manuel Groguy ein und dieselbe Person sind?“

Er fuhr fort: „Ich schrieb auch meines Pappas wegen meine Verse in meiner Schulblade, ach, und meiner Frau wegen muß ich sie weiter verstanden. Hier dichte ich, wenn ich eine Minute schlafen kann... Man wird so häufig gestört, das werden wohl Sie am besten wissen! Nun aber einen Rat — der Kollege spricht jetzt mit Ihnen, nicht der Chef, merken Sie sich daher, benutzen Sie die Rechnungsformulare des Geschäftes nicht. Die wollen Sie darauf etwas Gesehrites zustande bringen! Kommen Sie nur immer zu mir, ich werde Ihnen gutes Papier geben.“

Ein deutscher Witz Mark Twains.

Folgendes Geschichtchen erscheint im Londoner Blatt in deutscher Sprache: „Mark Twain lernte einst in einer Gesellschaft einen berühmten Pianisten kennen: „Freut mich sehr, Sie zu sehen“, sagte Mark Twain, „ich habe viel für Musik übrig. Ich spiele selbst ein bißchen, und Musik hat mir sogar einmal das Leben gerettet.“

„Erzählen Sie doch“, bat man den Humoristen. „Als ich ein kleiner Junge war, gab es in meiner Vaterstadt eine große Ueberschwemmung. Als das Wasser unser Haus erreichte, nahm mein Vater eine Bettfedle, legte sie ins Wasser und schwamm auf ihr den Fluß hinunter, bis er gerettet wurde.“ — „Na und Sie?“ fragte der Musiker erwartungsvoll. — „Ach“, lächelte Mark Twain, „ich begleitete ihn — auf dem Klavier!“

Phänomena. Eisen: „Mutten, heut hat uns die Lehrerin etwas furchtbar Komisches über den Ruduk erzählt; denk mal: er legt fremde Eier!“

Der Kirmesherz.

Von Käthe Lubowski.

Fraulein Wachtelner fuhr mit dem Malpines allzu kräftig in das Sessiauf ihrer Palette, weil ihre Augen zu dem zierlichen Mädchen hinliefen, das traumberloren zu den das Dörckchen grühenden Bergen emporschaute.

„Gell, Irmsche, siehst mal in die Küch“ und tußt noch a Schuß Heurigen an die Kalbhay. — Der Doktor mag's halt gern.“

Die feingegliederte Gestalt zog unmutig die schmalen Schultern hoch. „Du verwöhnst ihn schrecklich, Tante Wachtelner.“

„Meinst, Herz? Und wenn ston! So einer wie der... verdient's. Ich bin net wenig stolz drauf, daß ich ihm in den zehn Jahren, wo er bei mir speist, a ordentliche Wetterfacht an'futtert hab.“

„Schon zehn Jahre also bemutterst Du ihn? Da tenn' ich den alsmächtigen Arzt nun ja auch bereits ein tolles Dezennum“, lachte Fraulein Wachtelners Lieblingsnichte, die alljährlich eine Zeitlang ihr Berliner Elternhaus gegen das Künstlerheim ihrer Mutter Schwester vertauschte.

„Natürl'... er hat Dich damals doch als Neunjähriges...“ Irngard Werners feingezogene Braunen zogen sich zusammen.

„Darf ich vielleicht vollenden. Tante! — Also... von dreierlei Krankheit, der Rippen-, Rippen- und Halsentzündung gerettet, so daß ich das kostbare Leben erhalten habe. Aber zart bin ich feither geblieben...“

„Schrecklich zart.“ Fraulein Wachtelner schüttelte mißbilligen den Kopf. „Bist nun doch mal halt bei Niesendame“, tröstete sie, „a Taill' zum Zerbrechen und Hände und Füße wie ein zwölfjähriges und daß er auf Dich poßt und Dir's allweil! zu Gnüt führt... dafür is er halt Arzt.“

„Wie einen Säugling behandelst er mich...“ küßte Du das denn gar nicht?“

„Na... so eins verknüpft man doch, wenn's Mude hat und dös hat er — soviel i weiß — noch net bei Dir probiert.“

„Sehr viel fehlt nicht mehr dran.“ Ein dunkler Schein stieg in die klaren Augen des jungen Mädchens. Ihr Atem ging kurz und erregt.

„Ich habe ihn gestern nämlich gebeten, daß er mich morgen zum Wettersteinwirt auf die Kirmes mitnehmen möchte...“

„Aufgeregt hat er sich...“ schrecklich! „Ihm druckten vielleicht die Mittagstrüdel...“

„O nein, die Großmannsucht und das Herrentum waren's. Sonst nichts. Da tollten und zechten sie... und wären außer Rand und Band... und Tabatsqualm und Wildheit gab's... und ich dürfte auf seinen Fall hin, weil ich doch... so zart wäre...“

Der dunkle Schein ballte sich zur Wolke, die mit dicken Tränen auf die schmalen Mädchenhände herabsoll. „So sehr hängt Du an dem Geduld der Kirmes?“ wunderte sich die Tante. „Schau, schau!“

„Sie laden mich stets in Berlin aus, wenn ich kleinlaut eingesehen muß, daß ich mir das Fest habe schenken müssen.“

„So... das is denn was anders. Aber... Na, weiß i mir keinen, wenn er net will. I kann Dich da net hindringe. Ein Mannsbild muß dabei sein. Er freit könnt Dich scho schütze. Vor ihm haben's alle Respekt. Da is teins, dem er net wenigstens ei'mal Leib und Seel' zusammengeflücht hat. Aber stad... da Klingt sein Schritt. Tu fir den Heurigen an die Say — derweil werd' i mit ihm von der Kirmes rede.“

„Ist er nicht ein wenig zu zart“, murmelte er traurig. Tante Wachtelner aber schlug die Hände zusammen und sagte bitterböse: „Sie hänge ganz und gar in den Wolke, Doktor...“

„Ich weiß, net mal den Heurigen an der Say werdens halt schmcken...“

„Beim Wirt zum Wetterstein ging es heute hoch her! Vom frühen Morgen an herrschte Ausgelassenheit. Der Gottesdienst und die Messe hatten nur eine kurze Unterbrechung gebracht. Nachher wurde es nur noch toller. Doktor Reutner, der den Leuten an diesem Tage seine Zugehörigkeit beweisen wollte, sah mitten unter ihnen und warnte nur zuweilen: „Net zu toll Teut!“

„Die Jüngeren taten, als merkten sie sch's. Nur der alte Steinhuber Erpp, der längst die hundertste Bekehrung der großen Riffelwandbrühe hinter sich hatte, lachte ihm zu: „Doktor, heuer nehme wir uns Wedzin vor's ganze Jahr ein... un von uns soll Jhna tas bis morgte für.“

Bis vier Uhr nachmittags war alles ganz gemüht. Dann aber farbten sich die klühen Gesichter tiefer die Zungen wurden schwerer und die Köpfe verloren die Richtung.

„Jeh; nur keinen auswärtigen Patienten“, dachte Doktor Reutner. „Aber dieser Wunsch blieb unerfüllt. Das Telefon vom Herzogsstallhaus meldete, daß die Frau Wirtin trocken vor argen Schmerzen nicht mehr aus noch ein wisse.“

Reutner packte in seiner Stube alles in den Rucksack, was nötig war gegen derlei Leiden, die hier zu meist kamen. Auch die Meditations für das alles stellte er in seiner Hausapotheke zusammen. Bei gutem Wetter brauchte man zu Fuß höchst vier Stunden. Heute ließ sie nichts bestimmen. Von Urtel stieg ein schmaler Steg fast kerzengerade hinauf und die Füße waren die einzig möglichen Pferde. Zudem jagte ein heftiger Oktoberwind aus grauen Wolkenfäden ein feines Schneegeriesel vom Himmel. Zufällig nahm er die große Blendlaternen und die Termosflasche mit heißem Tee zur Hand. Wo nur der Träger und Begleiter blieb, der nach unföglischer Mühe in der Gestalt eines neizehnjährigen starken Gaisbuben endlich angetrieben war...“

Ein Viertelstunde später hörte Irngard Werner unter ihrem geöffneten Fenster ein herzerberberndes Schluchzen. Sie erkannte sofort den Vetter Peter, denn er hatte den Wettermantel noch nicht über den Kopf gezogen.

„Was hast Du nur, Peterle?“ fragte sie teilnahmsvoll.

„I soll... mit dem Dutter auf Herzogstand, weil alle andern net grad siege könne... un i hatt doch erst für den Abend frei nach der Kirmes...“

Das junge Mädchen zitterte höflich in heiser Erregung.

„Komm mal sofort zu mir, Peter... ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen.“

Und der Gaisbube verschwand in dem freundlichen Haus von Fraulein Wachtelner, die auf allzu viel Mittagsschweineschinken und Knödel ein bißel viel steifen „Hochwanner“ (ein heißes Getränk aus Rum, Heurigen und Zitronen) gefest hatte und zur Zeit einen festen Schlaf tat.

Doktor Reutner, der doch tagaus tagein sieben Stunden den Wind und Wetter herumtragen mußte, wurde dieser Gang sehr schwer. Wie sein Begleiter hatte er den Wittermantel mit der Kapuze fest angelegt, denn der Schnee stob scharf in die Augen. Die Laterne mit dem Rucksack ließ ihm hurtig voraus.

Die der Junge laufen konnte! Unglaublich! Ueber die gefährlichen Stellen kletterte er wie eine Kaze. Es war doch etwas Herrliches um solche feste, tolle Jugendkraft.

„Ihm selbst wurde ein paarma' eigenlich schwach zu Mute. Aber nur nichts merken lassen...“

Der ungehörnte Vielgenuß von Wein und Bier rächte sich an dem so früh Mäßigen. Die Kräfte ließen sich nach... Auf der fünften Weges mußte er sich platt in den Steg legen. Der Bube war! leberreich und treu um ihn bemüht, schob den Rucksack unter seinen Kopf und stößte ihm Tee ein.

Langsam erhobte sich der Arzt. Aber er mußte sich die erste Wegstunde danach doch noch ganz gehörig auf den Arm seiner Begleitung stützen.

Gegen vier Uhr nachts waren sie endlich am Ziel. Der Doktor war von einer ungewohnten Weichheit. „Peterle“, sagte er und hielt dem Schwächlichen die Hand hin. „Du bist a ganzer Kerl... und von dem mit mir, gell... da sage wir nachher unte nig.“

„Ihm würde nicht aus der Tasse da trinken“, sagte der kleine Willi zu dem elegant gekleideten Besucher, „das ist Lizzies Tasse, und sie ist sehr eich, wer daraus trinkt.“ — „Ach“, versetzte der junge Mann und leerte die Tasse bis zum Grund. „Es ist eine große Ehre für mich, aus Lizzies Tasse zu trinken. Lizzie ist meine jüngste Schwester, nicht wahr?“

„Ach nee, Lizzie ist mein Hund.“

Enttäuschung.

„Ich würde nicht aus der Tasse da trinken“, sagte der kleine Willi zu dem elegant gekleideten Besucher, „das ist Lizzies Tasse, und sie ist sehr eich, wer daraus trinkt.“ — „Ach“, versetzte der junge Mann und leerte die Tasse bis zum Grund. „Es ist eine große Ehre für mich, aus Lizzies Tasse zu trinken. Lizzie ist meine jüngste Schwester, nicht wahr?“

„Ach nee, Lizzie ist mein Hund.“

Verstümmelt.

„Ich find' es höchst patent, daß Damen Medizin studieren; Sie gleichen stets Talent, wenn's golt — die Männer zu kuzieren.“